

Ablauf Gottesdienst 7. So. n.Trinitatis 15.07.2018

Predigt zu Phil 2, 1-4

Liebe Gemeinde,

wollen Sie gern in den Himmel kommen? Mancher mag sich jetzt denken: „Was soll denn diese seltsame Frage? Die Antwort wird ja klar sein – natürlich möchte ich in den Himmel kommen!“ Aber vielleicht läuft es manchmal ja auch so, wie es in einer amerikanischen Sonntagsschule passiert sein soll: dort hatten alle Kinder kundgetan, dass sie gern in den Himmel kommen möchten – bis auf einen Jungen. Die Leiterin ist überrascht, weil sie den Jungen bisher eher interessiert erlebt hatte, und fragt nach. Da antwortet der Junge: „Natürlich möchte ich gern in den Himmel kommen – aber doch nicht mit denen da!“

Der Junge hatte bereits verinnerlicht, dass es unterschiedliche Arten gibt, seinen Glauben zu leben – und mit den Arten, die seine Kameraden hatten, hatte er ein Problem. Das empfand er als beengend und als Angriff auf seine eigene Person. Das soll ja öfters mal vorkommen, sogar in christlichen Gemeinden, dass jemand mit dem, wie ein anderer seinen Glauben lebt, seine Probleme hat. Es kann vorkommen, dass da jemand während der Predigt so vom Geist erfüllt ist, dass er dauernd ruft: „Halleluja! Amen! Genauso ist es!“ – und das überraschenderweise weder beim Prediger, noch bei den anderen Predigthörern auf große Gegenliebe stößt...

Nun ist das ja erst einmal eine Kleinigkeit, die mit etwas Verständnis und gutem Willen und einem persönlichen Gespräch zu klären ist. Aber wie ist es, wenn es ans Eingemachte geht? Wenn Grundfesten des eigenen Weltbildes betroffen sind? Wenn es um die grundsätzliche Ausrichtung unseres Gemeinwesens geht? Ich selber habe es letztens einen solchen Fall erlebt im Umgang mit einem Studienkollegen. Wir hatten regelmäßig sehr kontroverse Standpunkte, aber wir sind immer gut miteinander ausgekommen – bis er mir nun eröffnet hat, dass er mir nichts mehr zu sagen hat, er bricht die Kommunikation ab, weil meine Ansichten aus seiner Sicht nicht mehr tragbar seien. Das darf er natürlich so meinen, wir leben in einem freien Land – nur war ich schon überrascht, dass jemand wie er, der dauernd die Worte „Toleranz“ und „Nächstenliebe“ im Munde führte, nun in seinem Handeln davon nichts mehr spüren ließ, sondern andere beleidigt, heruntermacht, verhöhnt. Wenn man ihn darauf hinwies, dass da vielleicht ein Missverhältnis zwischen Wort und Tat bestehen könnte, ignoriert er das – er sieht sich ja im Recht, im Vollbesitz der Weisheit, als Verfechter der allein seligmachenden Wahrheit. Liebe Gemeinde, kennen Sie auch solche Leute, die meinen: „Ich habe recht, und alle, die anders denken, sind dumm!“, Leute, die sich selber für perfekt halten? Die vor allem auch die anderen spüren lassen, wie perfekt sie selber sind?

Das Ideal, das Paulus an die Philipper schreibt, sieht anders aus. V.3. Die Gemeinde von Philippi war für Paulus sozusagen die Lieblingsgemeinde, die er gerne auch mal anderen Gemeinden als Vorbild hingestellt hat – aber offenbar war dort auch nicht alles Gold, was glänzt... Paulus sieht bei den Philippern erste Tendenzen, dass die Gemeinde sich zerstreiten könnte (die Gründe dafür kennen wir nicht: war es die Frage, mit welchem Brot das Abendmahl gefeiert werden soll? oder wie der Kirchenraum gestaltet werden soll? oder wie modern die Musik im Gottesdienst sein soll? oder welche Gemeindegruppen gestärkt werden sollen? – wir wissen es nicht...). Aber anstatt zu schimpfen oder zu heulen, ermutigt Paulus die Philipper, sich wieder auf das Wesentliche zu besinnen: als Christen haben wir die gleiche Grundlage und das gleiche Ziel, nämlich die ewige Gemeinschaft mit Gott im Himmel, die uns ja durch die Taufe geschenkt ist, die unser Leben durchzieht und prägt. Dazu braucht es nicht eine harmonische Einstimmigkeit in allen Belangen, da dürfen auch mal gerne die Fetzen fliegen – denn das bedeutet ja: „Ihr seid uns nicht gleichgültig! Eure Meinung ist uns wichtig! Wir wollen euch einbinden in den Prozess, wo es hingehen soll!“

Die von Paulus erwähnte Einmütigkeit bedeutet vielmehr, dass wir uns bei allen Unterschieden in der Sache trotzdem weiterhin mit den Augen Christi sehen: als erlöste Sünder! Als Menschen mit Fehlern, die durch Christus zu einem Leib vereint worden sind, die sich wechselseitig brauchen – zum Trost und Zuspruch, aber auch zur Korrektur und Ermahnung. Dabei geht es um die Ermahnung „in Christus“ – nicht um ein Herrschaftsinstrument, um die anderen kleinzuhalten, nicht darum, dem anderen meine Wahrheit um die Ohren zu schlagen, nicht aus Spaß an der Freude in den Wunden des anderen herumzupulen; sondern es geht darum, dem anderen in seiner augenblicklichen Situation zu helfen, denn vielleicht sehe ich als Außenstehender ja tatsächlich besser, woran es beim anderen gerade krankt, was er gerade braucht, um wieder in eine gangbare Spur für sein Leben zu finden. Das bedeutet Gemeinschaft: miteinander trauern, miteinander sich freuen; auch sich an dem freuen, was der andere erreicht hat, was er leistet, was er einzubringen hat.

Ich habe in letzter Zeit wieder ein paar Geschichten von Don Camillo und Peppone gelesen, vielleicht erinnern sich einige ja auch an die legendäre Filmreihe. Don Camillo ist Priester in einem kleinen Ort auf dem Land, er hat ein sehr herzliches Verhältnis zu dem Christus am Kreuz und redet mit ihm. Er hat auch ein sehr intensives Verhältnis zu Peppone, dem kommunistischen Bürgermeister des Ortes, mit dem es immer wieder zu Reibereien kommt. Ich finde diese Geschichten herrlich, weil sie so aus tiefstem Herzen menschlich sind. In einer Geschichte findet eine Art Jahrmarkt statt. Direkt unter Don Camillos Fenster kommt eine Art Hau-den-Lukas zu stehen, genau im Blickfeld Don Camillos. Jeden Abend kommt Peppone mit seinen Genossen und schlägt auf das Gerät, die Messung ergibt 950 – dann 951 – dann 952, immer begleitet von Witzen in Richtung

Don Camillos. Nun reicht es Camillo, er betet kurz, stürmt hinaus, legt seinen Priesterrock ab, holt aus, schlägt auf das Gerät – 1000, mehr geht nicht. Peppone zieht die Augen hoch, legt seine Jacke ab, geht nochmal zum Gerät, holt aus (Don Camillo betet kurz) – und Peppone erreicht ebenfalls 1000. Beide grinsen sich an, ziehen ihre Jacken an und gehen wieder heim. Camillo bespricht die Sache mit Christus: „Ich hatte eine wahnsinnige Angst, dass Peppone es nicht schafft, ich hätte ihn sonst auf dem Gewissen gehabt, weil er sich blamiert hätte.“ – „Ich weiß“, antwortet Christus, „deshalb habe ich auf Dein Gebet hin ja auch nachgeholfen. Aber weißt Du, Camillo, wie groß die Angst bei Peppone war, dass Du nicht einmal die 950 schaffen würdest, weshalb er sich erst zurückgehalten hat?“

Man muss dieses Macho-Gehabe der beiden nicht mögen, man kann diese Frotzeleien und Reibereien und gegenseitigen Provokationen sicher sehr kritisch sehen – aber mich beeindruckt immer wieder, wie Don Camillo und Peppone sich nicht gegenseitig fertigmachen wollen, sondern im Gegenteil einander auf Augenhöhe begegnen. Sie haben im Blick, wie weit sie gehen können, ohne den anderen zu verletzen. Und wenn sie es doch tun, entschuldigen sie sich und bringen es wieder ins Reine. Sie haben ihre festen Standpunkte – aber vor allem haben sie im Blick, wie das Gemeinwesen vorangebracht werden kann. Für mich sind die beiden daher Vorbilder dafür, den anderen immer auch als Mensch wahrzunehmen, nicht nur als Gegner. Eine perfekte Gemeinschaft, in der alle vollkommen übereinstimmen, zu schaffen und durchzusetzen, bringt meistens nur unschuldige Opfer hervor, Trennungen, Spaltungen, Kommunikationsabbruch, Gewalt. Da war Charles Haddon Spurgeon, ein Baptistenpastor und geistlicher Schriftsteller, vor sich selber ehrlicher, als er bekannte, dass er nie eine perfekte Gemeinschaft finden könnte, um sich ihr anzuschließen, denn sobald er sich ihr angeschlossen hätte, wäre sie ja nicht mehr perfekt... Eine Gemeinschaft kann nicht perfekt sein, denn sie lebt von den Menschen, die sie bilden. Eine Gemeinschaft, wie die christliche, lebt davon, dass die Glieder sich einbringen mit dem, was sie an Talenten in sich tragen. Wenn ein anderer etwas besser kann, dann brauche ich nicht um „eitler Ehre willen“ darauf beharren, das selber ausführen zu müssen, dann kann ich mich in Christus darüber freuen, dass diese Gaben da sind. Manchmal braucht es Erneuerungen, manchmal sollten die Ressourcen in andere Aufgaben oder Gemeindegruppen gesteckt werden – damit der Leib Christi weiter gebaut werden kann. Das ist unser einmütiges Ziel als christliche Gemeinde.

Manchmal muss das auch an einem anderen Ort geschehen, manchmal muss jemand an einen anderen Ort gehen. Das kann dann Wehmut auslösen, weil da eine Lücke klafft, weil die Gemeinschaft sich verändert hat. Wichtig ist dabei, dass wir aneinander Anteil nehmen: wie ist der Stand? wie geht es weiter? Ich freue mich, dass ich jetzt ein knappes Jahr hier in FFB sein konnte, dass ich hier erlebt habe, wie eine Gemeinde funktionieren

kann. Ich habe eine große Gemeinschaft gespürt, eine Offenheit für die Belange des anderen, eine Offenheit dazu, den anderen kennenzulernen. Es war für mich schön zu erleben, wie ich bei Besuchen, sei es zum Geburtstag oder zu Kasualgesprächen wie Taufen, herzlich aufgenommen wurde, wie die Leute offen über ihr Erleben gesprochen haben. Ja, da war für mich die Gemeinschaft des Geistes zu spüren, der Trost der Liebe, den ich weitergeben und empfangen konnte, die herzliche Anteilnahme. Deshalb blicke ich voll Wehmut darauf, dass heute mein Abschied gefeiert wird. Auf der anderen Seite blicke ich voll Freude darauf, dass Sie, dass ihr alle mitfeiert, dass ihr mich sozusagen auf diesem Übergang begleitet.

Denn wir leben alle aus der Versöhnung in Christus, aus seiner Liebe. Wir haben vielleicht unterschiedliche Sichtweisen auf die Welt, wie sie ist – aber vor allem haben wir den durch Christus scharfgestellten Blick aufeinander. Auf dieser Grundlage können wir nach Herzenslust bauen, gemeinsam aufbauen. Wir zeigen das gemeinsame Interesse, diese „gleiche Liebe“, die wir von Christus her erfahren, indem wir gemeinsam feiern – diesen Gottesdienst, nachher den Empfang, aber vor allem auch gleich das Abendmahl, das Fest der Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen. Wir reißen uns ein in den Kreis, damit er vollendet sein kann. Dadurch und in Brot und Kelch wird handfest spürbar, was das Christentum lobpreist: dass Gott sich uns zuwendet und uns mit der Kraft ausstattet, dass wir uns auch einander zuwenden können – natürlich denen, die wir tollfinden, aber eben nicht nur, sondern auch denen, die nicht ganz auf unserer Wellenlänge liegen. Eine Gemeinschaft, die einmütig und einhellig aus Christus lebt, sozusagen ein Herz und eine Seele wird, kann alles überdauern. Dass wir das täglich erleben und erfahren können, das wünsche ich uns allen. AMEN.